

## Ligapreis 2015/16

zum Thema: Flucht



Marc Djizmedjian

### **Nicht von hier**

Über Flucht und Ankunft

Wer von Flucht spricht, spricht von Heimat. Viele sprechen heute von Flucht, wenige von Heimat. Wir haben es verlernt, von Heimat zu sprechen. Wir misstrauen der Rede von Heimat, obwohl wir uns nach Heimat sehnen. Wir misstrauen dem Wort. Es scheint zu gross für uns, und es ist historisch belastet. Heimat hat es schwer im deutschen Sprachraum. Auch ich spreche selten von Heimat. Das Wort kommt selten über meine Lippen. Ich fühle mich unbehaglich, wenn ich das Wort ausspreche. Was werden die anderen von mir denken? Ich fliehe vor dem Wort, aber ich sehne mich nach Heimat. Wer nicht?

Wer vor einem Wort flieht, flieht vor einer Wirklichkeit. Die Wirklichkeit kann nicht wirklich werden, solange er davor flieht. Solange ich vor dem Wort fliehe, wird die Heimat vor mir fliehen.

Mit fünfundzwanzig schreibe ich eine Geschichte, in welcher der Erzähler nachts aus unruhigem Schlaf erwacht. Er zieht sich leise an. Niemand bemerkt, wie er das Haus verlässt. Im Dunkeln schleicht er sich fort. Kaum ist er wie ein Schuldiger ein paar Schritte gegangen, fällt ihm ein, dass er allein im Haus war. Der Erzähler in meiner Geschichte tut etwas, was man nicht tun soll. Man soll das Haus, wo man wohnt, die Menschen, mit denen man lebt, nicht verlassen. Das erzählt die Geschichte. Was der Erzähler zum Zeitpunkt, da er das Haus verlässt, nicht weiss: Er ist allein. Es ist niemand da, der ihn hindern würde, wegzugehen. Er bräuchte sich nicht schuldig zu fühlen.

Die Geschichte weist auf das Dilemma zwischen der Notwendigkeit wegzugehen und dem damit verbundenen Gefühl von Schuld hin. Es scheint bestimmend für jedes Weggehen, jedes Verlassen einer Heimat, jede derartige Flucht. Das Dilemma entsteht, weil jedes Weggehen mit der Einschränkung oder dem Verlust von Beziehungen zu Menschen, die einem nahe stehen, verbunden ist. Wer weggeht, folgt einer Notwendigkeit, die ihn schuldig macht.

Das gelobte Land liegt in der Zukunft. Moses darf es sehen, betreten wird er es nicht. Der Weg dorthin ist lang und beschwerlich. Es lauern Gefahren. Während Moses auf dem Berg Sinai die Gesetzestafeln von Gott empfängt, tanzt sein Volk am Fuss des Berges um das goldene Kalb. Es hat das Vertrauen in Gott verloren.

Man kann den Tanz ums goldene Kalb als Sinnbild für Verzweiflung lesen. Möglicherweise gibt es auf jeder Flucht diese Momente, wo das Vertrauen sich auflöst und man plötzlich bereit ist, ein „goldenes Kalb“ anzubeten, das als die einzig noch mögliche Rettung erscheint.

In der Bibel ist es Moses, der die Ordnung wiederherstellt, jedoch nicht ohne Gewalt. Uns Modernen kann er in dieser Hinsicht kaum mehr als Vorbild dienen.

Die Bilder der Vielen, die heute nach Mitteleuropa unterwegs sind, lösen Assoziationen zum biblischen Exodus aus. Auch für sie scheint das gelobte Land in der Zukunft zu liegen, doch sobald sie es betreten, hört es auf, das gelobte Land zu sein. Sie werden zwar im Frieden leben können, werden an neuen, auch schwierigen Freiheiten teilhaben, werden Rechtstaatlichkeit erfahren, aber sie werden fern ihrer Heimat leben, in der Fremde.

Fremde. Was ist, genügt nicht. Etwas fehlt.

Mit achtundzwanzig beginne ich Meister Eckehart zu lesen. Ich verstehe nicht alles, eigentlich verstehe ich sehr wenig. Aber ich lese und lese. Die Texte kommen mir vor wie eine lange Meditation, wie ein „Monolog des Wortes“, ein Ausdruck, den Max Picard prägt. Ich lese also. Und verstehe, ohne zu verstehen. Mehr ist nicht nötig.

Es ist auch die Schönheit der Worte, die mich berührt. Da spricht einer in einer Art, wie ich sie noch nie gehört habe. Gern würde ich den Autor persönlich kennen lernen, aber es gibt nicht einmal ein Porträt von ihm. Auch über sein Leben ist wenig bekannt. Ja, ich hätte ihn gerne persönlich kennen gelernt, doch wozu? Genügt es nicht, dass ich seine Predigten lesen kann? Eckehart schreibt Sätze wie: „Der Geist ist hier in der Fremde.“ Ich verstehe. Wir sind hier nicht zu Hause. Aber weshalb? Und weshalb verspüre auch ich diese Fremdheit? Weshalb ist sie mir ständig bewusst? Woher kommt dieses Gefühl der Differenz?

Vielleicht hat mein Name mit dem Gefühl zu tun. Mein Vater ist vor gut fünfzig Jahren aus Ägypten eingewandert und hat den Namen mitgebracht. Meine Mutter ist von hier. Als sie meinen Vater heiratet, nimmt sie seinen Namen an, wird ein Stück weit zu einer Fremden. Ist

es also wegen des Namens, den niemand auf Anhieb richtig aussprechen kann, dass ich mich fremd fühle? Seit ich denken kann, ist mir der Name fremd. Aber auch andere, die keine fremden Namen haben, fühlen sich fremd. Auch andere empfinden die Differenz.

Oder fühle ich mich wegen meiner Familie fremd? In meiner Familie herrschen Regeln, die mir nicht entsprechen. Ich bin Teil eines patriarchalischen Systems, das auch ohne mich bestens funktionieren würde.

Man sieht mir meinen Namen nicht an, ich scheine von hier zu sein, was immer das heisst. Ich spreche Dialekt, aber sobald ich meinen Namen nenne, wird klar, dass ich nicht von hier bin. Ich habe das Gefühl, es erklären zu müssen. Ich entwickle eine gewisse Empfindlichkeit bezüglich meines Namens. Es ist wie bei jemandem, der die Sprache nicht so spricht wie alle anderen oder eine andere Hautfarbe hat. Ich entwickle das, was Soziologen eine unsichere Identität nennen. Ich bin hier aufgewachsen, aber nicht von hier. Von wo bin ich? Ich weiss es nicht, ich weiss nur: Nicht von hier. Ich weiss es, mein Gegenüber weiss es.

Kann man vor einem Namen fliehen? Kann man vor einer Herkunft fliehen? Man kann den Namen wechseln, man kann ihn verstecken, man kann ihn verleugnen, indem man sich selbst verleugnet. Der Name, die Herkunft bleibt.

Jan Philipp Reemtsmas berichtet in seiner Studie „Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne“, dass spanische Juden im 15. Jahrhundert gezwungen wurden, zu konvertieren oder das Land zu verlassen, um den Verfolgungen durch die Kirche zu entgehen. Die Konvertiten wurden Marranen genannt. Als getaufte Juden waren sie zwar Christen, unterschieden sich aber durch den Namen, den man ihnen gab. Sie gehörten zu einer Gruppe, ohne ihr wirklich anzugehören, und jeder wusste das. Man könnte sagen, dass es zwei Arten von Christen gab: die „echten“ und konvertierte. Diese Unterscheidung, schreibt Reemtsma weiter, sei bereits aus der Zeit der ersten grossen Pestwelle um 1350 überliefert. In Gegenden, wo es aufgrund der Zwangskonvertierungen keine Juden mehr gab, richteten sich die Pogrome dann gegen Konvertierte.

Der Name also macht den Unterschied. In Frankreich herrsche eine Spaltung bezüglich der Namen, erklärt die französische Schriftstellerin Cécile Wajsbrot in einem Interview. Es gebe Franzosen mit und Franzosen ohne französische Namen. Sie selbst habe seit ihrer Kindheit ihren Namen stets erklären müssen, den in Frankreich niemand habe aussprechen können. Sie verstehe daher die arabisch-stämmigen Mitbürger. Wie könne man sich als Franzose fühlen, wenn der eigene Name stets zur Disposition stehe?

Meister Eckehart meint nicht diese Fremdheit des Namens oder der Herkunft, wenn er von Fremdheit spricht. Er meint eine Fremdheit, die tiefer reicht. Die Fremdheit, von der Eckehart spricht, speist sich aus dem Bewusstsein der Kontingenz. Sie hat mit dem Faktum zu tun, dass wir einen Körper haben, einen Körper, der sich von anderen Körpern unterscheidet, der von anderen Körpern getrennt ist. Diese Trennung steht am Anfang des Bewusstseins der Fremdheit.

Folgt man der Genesis, findet die Trennung bereits im Paradiesgarten statt. Adam und Eva essen vom Baum der Erkenntnis und werden sterblich. Sie werden sich selbst und damit ihrer Körper bewusst. Sie schämen sich ihrer Nacktheit, weil sie sich ihres Daseins schämen, ihrer Geschaffenheit. Deshalb werden sie sich selbst und anderen fremd. Deshalb leben sie, nachdem sie von Gott abgefallen sind, wie auf der Flucht, und finden nirgends mehr Ruhe. Deshalb wird ihr Leben von Einsamkeit, Entbehrung und Schmerz bestimmt.

Jeder Mensch, der vom Baum der Erkenntnis isst, wird sich fremd. Ich esse mit elf Jahren. Es wird mir bewusst, dass mein Körper sich von denen der anderen unterscheidet. Es wird mir bewusst, dass ich mich unterscheide. Damit einher geht das Gefühl von Scham. Ich schäme mich für meinen Körper, schäme mich für mich selbst.

Während der Pubertät findet ein Prozess statt, den ich nicht ermesse. Ich werde mir selbst bewusst, jedoch ohne mir dessen bewusst zu sein. Ich fühle ich mich ausgesetzt, ohne zu begreifen, was geschieht. Der Prozess findet in gewissem Sinn ohne mich statt.

Die Folge: Ich fliehe vor den Menschen, vor denen ich mich plötzlich fürchte, und ich fliehe vor Dingen, die ich tun sollte. Ich fliehe vor Verantwortung, fliehe vor meinem Mut, der mich ermuntert, nicht zu fliehen. Ich fliehe, weil ich meinem Mut nicht traue. Ich fühle mich fremd. Das Gefühl der Fremdheit hat sich im Lauf der Jahre abgeschwächt, aber nicht aufgelöst.

Wohin fliehe ich? Ich fliehe in Phantasien, Tagträume. Ich fliehe in den Rausch. Ich fliehe in Lektüren. Ich fliehe dahin, wo es scheinbar keine Grenzen gibt, wohin mir niemand folgen, wo ich aber auch nicht leben kann.

Ich denke mich in die Zukunft. Ich sage mir: In der Zukunft wird alles anders, alles besser sein. Ich stehle mir die Gegenwart. Ich warte. Ich warte darauf, dass die Zukunft eintritt. Ich warte umsonst. Die Zukunft bleibt, wo sie ist. Mit den Jahren denke ich weniger oft an sie; sie verliert ihre bedrängende Macht. Mehr und mehr tritt die Gegenwart an ihre Stelle. Es geschieht durch Begegnungen, viele Begegnungen. Es geschieht durch Brüche, Enttäuschungen, Verletzungen. Es geschieht durch Fragen, auf die es keine schnellen Antworten gibt. Viele Fragen. Sie stellen mich in Frage und lassen mich für andere zur Frage werden. Es geschieht durch Momente des Verständnisses und Einverständnisses, Momente der Fraglosigkeit, Momente des Glücks. Ich fange an, mich und die anderen zu sehen. Die anderen fangen an, mich zu sehen.

„Etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war. Heimat.“ So schreibt Ernst Bloch in „Das Prinzip Hoffnung“. Heimat: Ort, an dem noch niemand war und den doch alle kennen; denn wir alle waren Kind, uns allen scheint Heimat in die Kindheit. Niemand war je dort, doch hängt alles davon an, dass wir den Ort wieder finden, denn nur dort können wir sein, die wir sind.

Max Frisch hat den Ort wie folgt umschrieben: „Heimat sind die Menschen, die wir verstehen und die uns verstehen.“ Liebe ist ein Ort, an dem sich solches Verständnis verwirklichen kann. In der Liebe hoffen wir, so gesehen und angenommen zu werden, wie wir sind. Wir hoffen, uns nicht verstellen zu müssen. Wir hoffen, sagen zu dürfen, wie wir uns fühlen, was wir denken und empfinden. Umso grösser die Enttäuschung, wenn die Hoffnung sich nicht erfüllt. Wenn das Vertrauen missbraucht, wenn wir nach wie vor eine Rolle spielen müssen. Umso grösser die Enttäuschung, wenn wir selbst jetzt noch fliehen müssen vor der eigenen Geschichte.

Vielleicht ist die Liebe der letzte Fluchtpunkt in unserer von Widersprüchen zerrissenen Welt. Religion und Kunst sind Orte, die daran erinnern, von ihr erzählen, bis heute. Und dass sie es noch immer und immer wieder tun, zeigt, dass es sich dabei gerade nicht um eine Utopie handelt, sondern um lebendige Wirklichkeit.

Undine Gruenter hat in ihrem Roman „Der verschlossene Garten“ diesen Fluchtpunkt meisterhaft beschrieben. Der Text handelt von der Liebe, und nur von ihr, schon das macht ihn zu

einem Fremdling in der modernen deutschen Literatur, und er ist in einem derart leichten und zarten Ton geschrieben, dass man ihn antimodern nennen könnte, vielleicht müsste. Adalbert Stifters „Nachsommer“ könnte als Referenz dienen, wären da nicht politische, philosophische und erotische Einsprengsel, die die Verbindung zur Gegenwart herstellen, oder eine an Julio Cortazars späten Erzählungen geschulte Poetik. Hoch reflektiert und sehr poetisch zugleich wird eine Liebe aus der Perspektive eines Mannes erzählt, der einen Garten für seine junge Frau einrichtet. Fünf Jahre dauert das gemeinsame Leben im Haus an der Marne am Rand von Paris, fünf Jahre dauert das unwahrscheinliche Glück, dann verliebt die junge Frau sich in einen anderen. Nun ist sie fort und der Mann erinnert sich. Dabei analysiert er das gemeinsame Leben, die Verästelungen ihrer Liebe, deren Möglichkeiten und Grenzen. In diesem langen Prozess der Selbsterkenntnis sind Geschichten und Begebenheiten aus der gemeinsamen Zeit eingeflochten, so über die erste Zeit der Bekanntschaft, die Einrichtung des Gartens, den Alltag zu zweit, das Auftauchen des Liebhabers. Dies alles wird beiläufig wie in einem Märchen erzählt und zugleich im klaren Bewusstsein davon, dass die Liebe zu Ende ist. Wo die Märchen gewöhnlich enden, da beginnt dieses Buch. Mit einer Diskretion, die seltsamerweise eine grosse Nähe zu den Figuren schafft, wird noch einmal das Bild des gemeinsamen Lebensgartens entworfen.

Soudain, Equilibre und Saint-Polar – so heissen die Figuren im Roman. Die Namen enthalten bereits den Kern der Geschichte: Den Einbruch des Todes in den Paradiesgarten. Soudain, der schwermütige Denker, und die lebenslustige Equilibre leben sorglos miteinander, bis Saint-Polar, der junge Anwalt, die Idylle zu stören beginnt. Equilibre verliebt sich in ihn, Soudain sieht sich zum Zuschauer der neuen Verbindung degradiert. Mit Saint-Polar taucht nicht nur der Liebhaber auf, sondern auch das Unheimliche. Der rätselhafte Name der Figur erinnert an das französische *polaire*, mithin die Kälte, den Tod. Undine Gruenter hat die letzte Überarbeitung des Romans im August 2002 abgeschlossen, zwei Monate vor ihrem Tod. Saint-Polar wirkt wie eine Verkörperung des nahen Endes. Die junge Equilibre wird wegen (nicht mit!) Saint-Polar ihren Ehemann verlassen. Das Ende der Liebe zu Soudain wird aber nicht das Ende ihrer Geschichte sein, der Roman endet versöhnlich. Soudain und Equilibre sehen sich wieder, als Entzauberte, die sich erinnern.

Im Garten, den Undine Gruenter in ihrem Roman entwirft, kommt die Flucht zu einem vorläufigen Ende. Im Erzählen der eigenen Geschichte, die mit den Geschichten anderer verknüpft ist, kann sich Heimat finden. Immer wieder erzählen wir uns diese Geschichte, immer wieder müssen wir sie uns erzählen. Sie ist nicht an einen bestimmten Ort gebunden, an ein bestimmtes Land, eine bestimmte Stadt, aber bestimmte Orte, bestimmte Städte und Landschaften spielen darin eine Rolle. Auch davon erzählt der Roman.

Mit dem Ende der Flucht hat Rainer Maria Rilke sich in seinem späten Gedicht „Ankunft“ befasst. Das Gedicht fokussiert anders als Undine Gruenters Roman auf den Moment der Berührung. Es lautet:

„In einer Rose steht dein Bett, Geliebte. Dich selber  
(oh ich Schwimmer wider die Strömung des Dufts)  
hab ich verloren. So wie dem Leben zuvor  
diese (von aussen nicht messbar) dreimal drei Monate sind,  
so, nach innen geschlagen, **werd** ich erst *sein*. Auf einmal,  
zwei Jahrtausende vor jenem neuen Geschöpf,  
das wir geniessen, wenn die Berührung beginnt,  
plötzlich: gegen dir über, werd ich im Auge geboren.“

Das Gedicht entstand 1926 im letzten Lebensjahr von Rilke. Es beginnt mit der Aussage, dass das Bett der Geliebten sich in einer Rose befindet. Die Geliebte hat das lyrische Ich bereits verloren, wider die Strömung des Dufts, gegen die er vergeblich anschwimmt. Ein Verlust also wird angezeigt. Dann der Verweis auf die Schwangerschaft, die innen stattfindet, wie zum Ausgleich des Verlusts. Analog dazu sagt das lyrische Ich dann von sich, werde es erst sein, und zwar wirklich sein, wenn es nach „innen geschlagen“ sei, wenn es also gewendet werde. Der Blick richtet sich nach innen. Und hier, im Innern – im Erinnern – kehrt die Geliebte zurück, ihr gegenüber, im Auge, wird das Ich geboren.

Es lohnt sich, etwas genauer auf die letzten dreieinhalb Zeilen des Gedichts einzugehen, die sich nicht ohne Weiteres erschliessen. „Auf einmal,/ zwei Jahrtausende vor jenem neuen Geschöpf,/ das wir geniessen, wenn die Berührung beginnt,/ plötzlich: gegen dir über, werd ich im Auge geboren.“ Wovon spricht Rilke? „Zwei Jahrtausende vor jenem neuen Geschöpf“ lässt an das Jesuskind denken. Aber warum *vor* jenem neuem Geschöpf? Es scheint ein Problem mit den Zeitebenen zu geben. Und ausserdem: Kann man vom Jesuskind sagen, dass wir es „geniessen, wenn die Berührung beginnt“? Man könnte die Verse auch anders lesen: Das neue Geschöpf, das wir geniessen, wird *heute* geboren. Die Reihenfolge wäre diese: Auf einmal, wenn die Berührung beginnt – und diese begann zwei Jahrtausende vor dem Geschöpf, das wir *heute* geniessen –, wird das Geschöpf, das damals geboren wurde, nämlich das Jesuskind, *wieder* geboren, so auch *heute, jetzt*, und mit der letzten Zeile des Gedichts geschieht es erneut: „(...) plötzlich, gegen dir über, werd ich im Auge geboren“. Rilke gelingt in diesen etwas mehr als drei Zeilen eine sprachlogisch kaum auflösbare Verflechtung der Zeitebenen. Man weiss beim Lesen nicht genau, in welcher Zeit man sich gerade befindet, ob in der Gegenwart oder in der Vergangenheit, und genau um diese Aufhebung der Zeit ist es Rilke zu tun. Denn die Geburt kann immer, jederzeit geschehen, und sie bringt immer das Geschöpf hervor, das wir geniessen. Dazu müssen wir uns nur berühren lassen.

Die letzte Zeile, so einfach sie daherkommt, stellt ebenfalls Probleme. Das lyrische Ich scheint vom Auge der Geliebten zu sprechen, die längst verloren schien, aber wir hören das Auge Gottes mit. Denn es heisst „im Auge“, nicht in „deinem Auge“, es handelt sich um ein allgemeines Auge. Die Ansprache an die Geliebte findet sich im „gegen dir über“, einer unüblichen Konstruktion. „Dir gegenüber“ würde man erwarten, wäre gebräuchlich, „gegen dir über“ ist nicht dasselbe, wenn auch „dir gegenüber“ mit anklingt. Das „Gegen“ und das „Über“ tritt in der Wortkonstruktion von Rilke stärker hervor, denn das Gegenüber ist sowohl ein „Gegen“, als auch ein „Hin-über“. Das Gegenüber steht mir entgegen und etwas steht zwischen ihm und mir. Um es zu erreichen, muss ich etwas überwinden. Darauf scheint Rilkes „gegen dir über“ zu zielen, auf den Umstand, dass das Gegenüber nicht selbstverständlich, sondern nur über ein Hindernis zu erreichen und somit zu verstehen sei.

„Wenn die Berührung beginnt“ – vielleicht das Zentrum des Gedichts. Durch die Berührung wird das Gegenüber wirklich. Rilke sagt nicht, wovon die Berührung ausgeht, aber es klingt, als handle es sich um eine Berührung von oben, durch ein Drittes. Sie leitet jedenfalls das Geborenwerden ein. Davon ist in Undine Gruenters Roman nirgends die Rede. Vielleicht ist die Liebe des Erzählers zu besitzergreifend, um die Berührung durch ein Drittes zuzulassen. Erst als er sich erinnert, also erst im nachhinein, scheint der Erzähler berührt.

Rilkes dagegen spricht vom Jetzt. Jetzt findet die Berührung statt, jetzt findet die Geburt statt, im Auge, durch das Gegenüber. Dieses Jetzt ist kein Erinnertes, wenn auch Erinnerung an das Geschöpf, das vor zwei Jahrtausenden geboren wurde, es erst möglich macht. Es ist jetzt, die zwei Jahrtausende sind nicht vorüber, sondern beginnen gerade erst.

Das Ende des Gedichts gibt der Figur der Geliebten aus der ersten Zeile eine neue Färbung. Sie wirkt jetzt nicht länger wie eine bestimmte Person aus der Vergangenheit, sondern wie eine immer gegenwärtige, aber unpersönliche Figur. Jede Geliebte, also keine bestimmte, scheint vom lyrischen Ich angesprochen zu werden; sie wird zum Gegenüber überhaupt, zur Seele.

Wie in vielen seiner späten Dichtungen arbeitet Rilke in „Ankunft“ jenseits darstellbarer Realitäten. Die Worte selbst übernehmen die Funktion der Darstellung. Daher der Eindruck, dass die Transzendenz sich artikuliert, ähnlich wie in den Duineser Elegien oder den Sonetten an Orpheus. Das Unsagbare wird gesagt, das Wort selbst spricht, wir hören – wieder – einen Monolog des Wortes. Die Flucht ist zu Ende.

Das gelobte Land liegt nicht länger in der Zukunft. Es liegt im Jetzt, im Heute, darin, dass wir gegenüber sind, und in diesem Gegenübersein werden wir geburtlich, betreten wir das Land der Geburt. Es ist ein fragiles Land, wir müssen ihm Sorge tragen. Es lässt sich nicht festmachen und bestimmen, nicht durch Grenzzäune abriegeln, es kann nicht befohlen werden, keine Gewalt kann dieses Land herstellen. Es ist unspektakulär, abseits des Lärms wird es wirklich. Es vergisst uns nicht. Es ist immer schon da.